

1957, als Miles Davis in Paris das Stück 'Au Bar du petit Bac' aufnahm, war ich noch nicht existent. Und 1964, als Chet Baker 'I wish you love' spielte, wusste ich noch nicht, was Jazz bedeutete. Da ich noch nicht lesen konnte, war es mir auch nicht möglich, das Wort 'Jazz' auf dem großen Transistorradio zu entziffern, das seinen eigentlichen Platz im Wohnzimmer hatte, aber manchmal von meiner Mutter zur Unterhaltung für länger dauernde Hausarbeiten in die Küche getragen und dort in einer Nische aufgestellt wurde. Ich weiß auch nicht, ob ich die Stücke in meiner Kindheit gehört habe. Ich weiß nur, dass ich – als ich mich eingehender mit Jazz zu beschäftigen begann – spürte, wie mich diese Art von Musik auf gleichmäßigen und angenehm schaukelnden Wellen zurück in eine Zeit brachte, in der ich von einer behüteten Ahnungslosigkeit umgeben war.

In dem pietistisch überwölbten Dorf, in dem ich aufwuchs, gab es scheinbar keinen Jazz, es gab höchstens „Katzenmusik“. Was nicht gespielt wurde in den Küchen und Wohnzimmern, war eben nicht vorhanden. Der Knopf „Jazz“ wurde einfach nicht gedrückt. Schlager gab es zuhauf oder so genannte Platzmusik des örtlichen Musikvereins, die zu bestimmten Festen im öffentlichen Raum zu hören war. Und doch sickert der Cool Jazz als besonderer Stil über die Gehörgänge in meinen Körper ein und gibt mir die Ruhe und Überschaubarkeit meiner kleinen Lebenswelt aus den 1960ern auf eine angenehme Weise zurück. Ohne mein Zutun sind die schmalen Straßen mit den einfachen Häusern und ihren symmetrischen Gemüsegärten wieder da. Auch die Nischen, Winkel, Zäune, Höfe, Abkürzungen, Plätze und Straßen, an denen ich mich aufhielt und die mein Koordinatensystem innerhalb eines nicht allzu ernsten, eher verspielten und weitgehend strukturierten Alltags darstellten. Die Welt war noch aufgeteilt in schwarz und weiß, links und rechts, Ost und West, gut und böse, arm und reich. Jazz war schwarz. Der Fernsehfußball war meine Welt und rollte jeden Tag über unsere Straße und durch unseren Garten.

In meiner Umgebung kam Bebop oder Cool Jazz schlicht nicht vor, mein sozialer Raum war weiß, es gab keinen Zugang zum Jazz, der doch nur mit schwarzen Musikern assoziiert wurde. Die Musik von Kurt Edelhagen oder Paul Kuhn jedoch wurde nicht als Jazz definiert, sondern als Fernsehorchester. Es war also die Form, nicht der Inhalt, die einen Namen bekam und dadurch in die Kommunikation aufgenommen wurde. Wenn überhaupt ein Name aus der schwarzen Jazzwelt gefallen ist, dann war es Louis Armstrong, als Protagonist des vormodernen Jazz und als virtuoser Trompeter und Kornettist weltbekannt. Als solcher wurde er freilich wahrgenommen, aber nicht als Jazzmusiker. Auch einen weißen Chat Baker oder schwarzen Miles Davis kannten meine Eltern und unsere soziale Mitwelt höchstwahrscheinlich nicht. Jazz wurde als Gegenpol zur bürgerlichen Ordnung empfunden und damit war das Thema –ob schwarz oder weiß – erledigt.

Vielleicht habe ich kleine Soundfetzen aufgenommen, wenn ich aus einer kindlichen Neugier heraus an dem großen Rad des Radios, mit dem die Sender eingestellt wurden, gedreht habe. Auch um festzustellen, wie weit die rote Suchnadel sich nach links oder rechts bis zum Anschlag über die ganze

Mittelwellensender-Skala hinweg drehen ließ. Und innerhalb dieser mechanischen Grenze des Radios könnten die lang gezogenen Töne von Chet Baker kurz aufgetaucht sein; aber durch das schnelle Weiterdrehen vielleicht eben nur kurz. So gab es auf der Skala nur kurze Töne oder Stimmenfragmente, die zu einer anderen Welt gehörten. Die ich nicht ver-

stand. Aus dem Radio kam „Musik“ als solche und es war eine Angelegenheit der Erwachsenen.

Wenn ich heute sage, dass ich „Musik“ hören würde, dann wird diese Aussage als Chiffre für Cool Jazz gedeutet, weil ich dabei nur höre und nichts anderes tue. Anders als beim Blues oder Rock, der es mir erlaubt, nebenbei noch andere Dinge zu tun.

Beim 'Musik hören' heute also hat sich ein Bild vor meinem geistigen Auge entfaltet, das mich mit meiner Mutter in einem Café in „der Stadt“ zeigt, in das meine Eltern nach dem Einkaufen manchmal gingen oder sich dort getroffen haben. Ein Café, in dem ich andere Leute sah als in unserem Dorf – eher vornehme Leute, wie wir zu sagen pflegten. Also in damaligen Sinne wichtige und hervorgehobene Leute mit vermeintlich höherem Status oder Rang. Schon alleine deshalb, weil es Städter, ja sogar Uni-Städter und in meiner Phantasie Menschen waren, die täglich in dieses Café gehen konnten, weil sie andere Berufe und mehr Geld hatten. Und in dieser Atmosphäre wurden auch meine Eltern vornehm und meine Mutter wurde mir in diesem Bild beinahe fremd, weil sie in Sprache und Gestus einen anderen Stil anzunehmen pflegte. Auch was die Kleidung anbetraf, war sie für die Stadt gerichtet und ich hatte meine besten Hosen an. Wir waren dann für ein paar Stunden Städter und sollten im Café und an anderen Orten auch nicht auffallen oder uns gar irgendetwas in Stil- oder Ausdrucksfragen nachsagen lassen. Alles musste „stimmen“.

Dieses Bild ist in meinem Gedächtnis als Schwarz-Weiß-Photo gegenwärtig: Meine Mutter wartet mit mir genau in diesem Café auf meinem Vater - und raucht. Ja sie tat dort etwas, was sie sonst nie tat, sie rauchte Zigaretten. Durch die großen Caféfenster konnte man sehen, ob ein Auto hielt, ob es das Auto meines Vaters war. Man konnte sehen, dass es unablässig regnete. Wenn die Tür aufging, setzten sich die Rauchschwaden hastig in Bewegung, drehten im Windfang eine Pirouette und trieben über die Köpfe der Gäste hinweg.

Das besondere war für mich, dass ein „schwarzer Mann“ im Café war. Für mich eine kleine Sensation, auch er rauchte und schaute meine Mutter an. Ob er es wirklich tat, vermag ich nicht zu behaupten, aber auf meinen Kopfphotos ist es so. Und dieser Schwarze, sieht darauf aus wie Miles Davis Anfang der 1960er Jahre. Besagtes Café mit diesem Mann ist meinen Erinnerungsströmen entzogen, weil es eine Situationsaufnahme ist, die nicht fließt wie andere Erinnerungen. Sie ist kein Film, sondern eben ein Photo in einem Kinoschaubildkasten, das auf einen Film hinweist. Und in diesem Café läuft Cool Jazz, es wird geraucht, aus vulkanförmigen Kaffeetassen getrunken und viel geredet, aber nicht geschrien – so wie ich es aus den Wirtshäusern meiner Kindheit kannte.

Ich bezweifle manchmal, ob ich tatsächlich mit meiner Mutter dort war: Ob sich nicht ein Bild in meinem Kopf aus tausenden Pixeln zusammengesetzt hat, die ich im Laufe meines Lebens aufgeschnappt habe und die ohne mein bewußtes Zutun eben dieses Photo geschaffen haben. Und doch ist es mein Bild, das mir Davis oder Baker zugespielt haben. Es macht sie zu Zeitgenossen einer Erinnerung, die keinerlei gemeinsame Realität hat. So bleibt eine Fiktion, die durch ihre Musik entsteht und durch sie gleichsam wieder verschwindet. Dieses Zeiterlebnis, das schwarz-weiß war wie das Schachbrett aus der Spielesammlung, das an verregneten Sonntagen auf dem Wohnzimmerisch ausgebreitet wurde und auf dessen Rückseite 'Mensch-ärgere-dich-nicht' aufgedruckt war, enthält gerade

auch den Cool Jazz. Wir sind uns damals sicher irgendwo begegnet und haben uns Jahre später in einer Berliner Hotelbar an einem Sonntagnachmittag wieder getroffen. Der Regen rann durchlaufend und legatomäßig an den ausladenden Eingangsfenstern hinab und schien die Zeit zurückzuhalten. Die Regentropfen an den Scheiben sammelten sich gegenseitig ein und entfalteten eine coole Dynamik, die ich aus dem Café von damals kannte. Jetzt war ich da, aber Miles Davis und Chet Baker waren längst verschwunden.

Oktober 2006

